

Christian Arns

Fallstricke Online. Über die eigenen Worte gestolpert 2007

<https://doi.org/10.25969/mediarep/11873>

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Arns, Christian: Fallstricke Online. Über die eigenen Worte gestolpert. In: Kai Lehmann, Michael Schetsche (Hg.): *Die Google-Gesellschaft – Vom digitalen Wandel des Wissens*. Bielefeld: transcript 2007, S. 133–138. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/11873>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 3.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 3.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

FALLSTRICKE ONLINE ÜBER DIE EIGENEN WORTE GESTOLPERT

CHRISTIAN ARNS

Ein Klick ins kleine Kreuz oben rechts und schon schließt sich die Seite. Doch wie so oft bleibt eine Anzeige auf dem Schirm zurück: Sie empfiehlt, schleunigst in eine private Krankenversicherung zu wechseln. Günstigere Tarife, besserer Service – lauter schöne Dinge. Wer tatsächlich wechseln möchte, der hat erst einmal eine Menge Fragen zu beantworten, denn gegen Krankheit sollen in erster Linie kerngesunde Menschen privat versichert werden. Mit einer chronischen Krankheit beispielsweise ist das nicht einfach: »Vermutlich wirst du nur unter großen Schwierigkeiten eine private Krankenversicherung finden, die dich aufnimmt«, schreibt Klaus2 in einem Online-Forum der Betroffenen. Und selbst wenn eine zu finden sei, berichtet er weiter, dann »wird das mit einem erheblichen Risikozuschlag einhergehen«.

Die Verlockung ist groß, die umfangreichen Fragebögen nicht ganz richtig auszufüllen. Passende Gelegenheit: neuer Job in neuer Stadt, neuer Arzt, neue Versicherung. Denn bei vielen Krankheiten kann niemand sicher sagen, ob sie schon vorher festgestellt und behandelt wurden. Doch genau das sind die Fälle, in denen Versicherungen hellhörig werden. »Wenn wir Hinweise darauf haben, dass der Kunde die Versicherungsfragen unwahr beantwortet hat, dann gehen wir dem nach«, bestätigt Christian Heinrich von der Deutschen Krankenversicherung. Zunächst werde beim Kunden noch einmal genau nachgefragt, ob er vielleicht etwas vergessen habe, dann beim Arzt, wenn möglich auch bei früheren Ärzten. Parallel dazu kann der Kunde auch mal gegoogelt werden, so DKV-Referent Heinrich: »Unsere Mitarbeiter nutzen bei der Recherche natürlich auch die Möglichkeiten des Internet.«

Da kann die Teilnahme im Selbsthilfe-Forum zum Fallstrick werden, denn Beiträge in Newsgroups sind länger im Netz zu finden, als mancher ahnt. Wer sich also schon vor Jahren erkundigt hat, wie man trotz einer bestimmten Krankheit tauchen gehen kann oder einen Berg besteigen, der wird gegenüber der Versicherung in arge Bedrängnis kommen. Arzt- oder Krankenhaus-Rechnungen werden möglicherweise nicht bezahlt, im Extremfall kann die Versicherung den Vertrag kündigen.

Banalitäten erzählen die Lebensgeschichte

Was einst individuell erinnert oder in Einzelstücken archiviert wurde, ist jetzt Teil des kollektiven, weltweiten Gedächtnisses. Ein Teil der persönlichen Geschichte, bestehend aus zahlreichen Geschichtchen, ist im Internet archiviert und steht bereit, gefunden zu werden. Darauf haben auch diejenigen Zugriff, die den Betreffenden kaum oder gar nicht kennen. Und da ja keineswegs nur Akten oder Dokumente bedeutender persönlicher Ereignisse zu finden sind, sondern auch jede Menge Banalitäten wie Fotos vom Skatturnier der Stadtparkasse oder einst dahingeworfene Belanglosigkeiten, hat sich das Netz nicht nur zum Archiv, sondern auch zum gigantischen Lästermaul entwickelt.

Den Alltag prägt das schon lange. Am offenkundigsten beweist dies die Sprache: Sich über jemanden zu erkundigen und dabei das Internet zu nutzen, heißt längst nicht mehr suchen oder recherchieren – man wird gegoogelt. Das heißt, virtuelle Aktionen können noch deutlich später und von einem völlig anderen als dem ursprünglich angesprochenen Empfängerkreis rekonstruiert werden: von der neuen Traumfrau, dem potenziellen Arbeitgeber oder dem Ex-Mann.

Kollegen können private Mails ausspionieren

Nun ist es nicht bevorzugte Beschäftigung von Krankenkassen, ihre Kunden zu googeln. Deutlich öfter tun dies missgünstige Kollegen. Ausgerechnet diesen niederträchtigen Gestalten, mit denen man ohnehin schon einen Großteil seines Lebens verbringt, hat Google nun auch noch ein Geschenk bereitet: die Desktop-Recherche. Damit lassen sich alle Sites erneut aufrufen, die einmal von einem Rechner aus angesteuert wurden. Ob Urlaubskatalog, Stellenanzeige oder Kontaktbörse – alles, was wirklich keinen etwas angeht, kann von weiteren Nutzern des eigenen PC aufgerufen werden. Besonderes Glück haben Neugierige, wenn erstens Microsofts Internet Explorer genutzt wurde und zweitens pikante E-Mails von einem Webdienst wie Yahoo! oder Web.de verschickt wurden. Denn der Explorer speichert auch die Seiten mit der fertig verfassten Mail als lesbare Informationen zwischen – mit Googles Desktop-Suche braucht man kein Passwort mehr, um mal in Ruhe zu lesen, was sich der Kollege an diesem Rechner angesehen und vor allem geschrieben hat. Wer also von seinem privaten Account aus einem guten Freund gestresst mitteilt, dass »der Chef nervt« und einem der Job gerade »total auf den Zeiger geht«, der muss damit rechnen, dass dies die Runde macht: als

Ausdruck, der wie vergessen im Drucker liegen bleibt, oder sogar als E-Mail an den Chef... mit dem eigenen Namen als Absender!

Gegenüber der US-Computerzeitschrift *PC World* erklärte die Direktorin für Consumer Web Products bei Google, Marissa Mayer, lapidar, die Desktop-Suche aus dem eigenen Haus sei nicht für Rechner gedacht, zu denen mehrere Anwender Zugang hätten. Wer seine Kollegen ausspionieren möchte, wird diese Hersteller-Empfehlung möglicherweise ignorieren, kann er sich das Tool doch binnen weniger Minuten kostenlos aus dem Netz laden. Übrigens: Was im Büro klappt, funktioniert auch am heimischen PC.

Arbeitgeber finden Absagegründe im Netz

Doch zurück zu den Arbeitgebern: Die sind keineswegs auf lebendige Zuträger angewiesen, schließlich können sie das gigantische Gedächtnis des Netzes nutzen. So ist es tatsächlich »ein praktischer Tipp zur künftigen Jobsuche«, den User Marco im Chat der *Computerwoche* zum Thema Berufssuche parat hat: »Potenzielle Arbeitgeber googeln schon mal nach den Namen ihrer Bewerber-Kandidaten, insbesondere sofern diese keine Allerweltsnamen haben«. Und er hat Recht, wie Markus Moser von der Unternehmensberatung Bandao aus Starnberg bestätigt: »Google ist ein zuverlässiger Freund des Personalberaters«, sagt er und fügt hinzu: »In der Tat schaue ich mir bei Bewerbern auch mal an, was der Kandidat noch so treibt und habe da schon so manchen Absagegrund gefunden«. Insofern ist es keineswegs für jeden ein besonderes Glück, dass die eigene Vorgeschichte im Internet nachzulesen ist.

Studentin Jenny Weber saß im Sommer des Jahres 2004 an ihrer Diplomarbeit und hatte eine Marketingstudie auszuwerten. Beim Begriff »Korrelation« brauchte sie Hilfe, die sie im Netz suchte und fand. Ein Rheinländer erwies sich als gleichermaßen kenntnis- wie hilfreich und erklärte der Diplomandin, was sie wissen wollte. Im Postskriptum fügte er hinzu: »Leg dir eine seriöse E-Mail-Adresse zu, sonst googeln in 2 Jahren deine potentiellen Arbeitgeber nach deinem Namen und finden »woelchen_2000«.«

Virtuelle Spuren können verwischt werden

Doch die neue Adresse ist nur der erste Schritt. Denn die virtuellen Spuren von »woelchen« sind noch lange im Netz zu verfolgen. Und das kann zur »Karierefall« werden, wie die *Bild-Zeitung* schreibt, etwa

wenn dort Fotos auftauchen, die einem »ganz schön peinlich werden« können: »Und Sie tanzen gerade mit roter Nase und zwei Frauen im Arm auf dem Biertisch.« Raus damit, so der Experten-Tipp: »Wenden Sie sich an den Seitenbetreiber«, rät Stefan Keuchel von Google Deutschland in dem *Bild*-Forum: »Er kann Teile seines Angebots für die Google-Suche sperren oder Fotos aus der Google-Bildersuche herausnehmen.« 48 Stunden muss man laut Keuchel einrechnen, bis ein Bild nicht mehr zu erreichen ist, sechs bis acht Wochen, bis ganze Websites weg sind, »so lange sind die Inhalte noch über den Zwischenspeicher erreichbar«.

Auch die romantische Studentin kann ihre kleine Wolke verschwinden lassen, genauer: den Suchmaschinen-Zugriff auf ihre Beiträge in der Newsgroup verhindern. Unter www.google.com/googlegroups/help.html findet sie als Frage 13: »How can I remove articles from Google's archive?« Dort wird ihr das »Automatic Removal Tool« angeboten, bei dem man sich zunächst anmelden und ein Passwort wählen muss. Anschließend wird einem das Tool zum Löschen an jene Adresse geschickt, von der aus man geschrieben hat, was heute besser keiner mehr lesen sollte.

Bereits im Vorfeld lässt sich zumindest die Gefahr reduzieren, durch Suchmaschinen entdeckt zu werden. Wer in den Quelltext einer Nachricht, der etwa bei Outlook Express über »Ansicht« zu erreichen ist, den Befehl »X-No-Archive: yes« schreibt, kann die virtuellen Spuren während der Diskussion in Newsgroups zumindest verwischen. Denn die meisten Suchmaschinen akzeptieren diesen Ausschluss.

Was Namensvettern so alles »verzapfen«

Selbst wer blöde Witze vermeidet und sich nur seriös im Netz äußert, kann unerwartet stolpern: über Namensvettern. So liest man von der Klage, dass nach der Eingabe des eigenen Namens in eine Suchmaschine »sehr viel Mist« herauskommt. Vor allem, so bemängelt ein Hewlett-Packard-Mitarbeiter, da man »nur über das, was andere mit einem zufällig gleichen Namen verzapfen, wahrgenommen« werde.

An dieser Stelle ein Wort über den Autor dieses Beitrags: Er war einige Jahre Pressesprecher im Bundesministerium der Justiz. Eine seiner zentralen Aufgaben war dort, Gesetzentwürfe vorzustellen, zu erläutern und ihre konkrete Ausgestaltung zu rechtfertigen. Zu einem dieser Vorhaben aus dem eigenen Haus findet man dank Google unter seinem (nicht allerweltlichen) Namen neben der korrekten Berufsbezeichnung Pressesprecher noch immer den Hinweis auf seine »massive Kritik an der Bundesregierung«. – Peng. Wie kann das passieren? Ein Computerfehler? Eine Medien-Ente? Eine persönliche Entgleisung? Nichts von alledem. Es

ist schlicht der unwahrscheinliche, aber eben doch mögliche Zufall, dass ein wildfremder Mensch nicht nur erstens denselben Namen trägt und zweitens denselben Beruf hat, sondern sich drittens auch noch öffentlich mit demselben Gesetz beschäftigt – in diesem Fall für einen betroffenen Lobbyisten, der mehr für sich herausholen wollte.

Googeln wird Pflicht, weil's so normal ist

Internet-Recherche gehört längst zum Alltag. Wer's tut, der schenkt all denjenigen, die nicht googeln, ein Kopfschütteln, wenn sie Auffindbares nicht kennen. »Das haben wir nicht gewusst«, ist keine Rechtfertigung mehr, sondern eher eine zusätzliche Verfehlung. So muss sich in Braunschweig eine Waldorfschule seit Herbst 2004 belächeln lassen, da sie über Jahre hinweg ahnungslos einen Rechtsextremisten als Lehrer beschäftigt hat. In der Pressemitteilung hieß es: »Ein Lehrer der Freien Waldorfschule Braunschweig hat während der Herbstferien um Beendigung des Anstellungsverhältnisses gebeten, um zukünftig als wissenschaftlicher Mitarbeiter für die NPD-Fraktion im Sächsischen Landtag zu arbeiten.« Der 37-jährige Andreas Molau ist dort pikanterweise für Schulpolitik zuständig. Zudem betreut er die Parteizeitung *Deutsche Stimme*. Im Schreiben der Braunschweiger Schule heißt es weiter: »Nachdem die Schulgemeinschaft erstmals durch das Kündigungsschreiben vom 12. Oktober 2004 davon erfahren hat, dass der betreffende Lehrer parteipolitisch der NPD nahe steht, hat die Schulführung den erteilten Lehrauftrag mit sofortiger Wirkung widerrufen. Das Anstellungsverhältnis ist beendet.« Für viele vermittelt diese Geschichte zweierlei: zum einen, wie dolle man doch aufpassen muss, sich keinen Bösewicht ins Nest zu holen. Zum anderen bedient der Vorfall jedes Klischee über das Waldorf-Kollegium: die und Computer? Nie!

So richtig schwierig wäre es nicht gewesen, von der Vorgeschichte des braunen Paukers zu erfahren. Selbst ein halbherziger Rechercherversuch im Web hätte geholfen. Wer Molaus Namen in gängige Suchmaschinen eintippt, erhält in angeblichen 0,49 Sekunden über 200 Treffer, dabei gleich zu Beginn einen Link zur Bundestags-Drucksache 13/1119 vom 12. April 1995. Darin wird Molau namentlich als einer der Autoren der *Jungen Freiheit* genannt, die »in rechtsextremen und/oder rechtsradikalen Parteien« waren oder sind bzw. »in rechtsextremen Publikationsorganen« arbeiten: Molau war Autor der Zeitung *Nation Europa*.

Das Staunen des Abgeordneten Hohmann

Da wurde beim Bundestagsabgeordneten Martin Hohmann genauer hingesehen. Während der einstige CDU-Politiker seine verharmlosenden Sprüche und anti-jüdischen Attacken im Schützenhaus der heimischen Gemeinde Neuhoﬀ unwidersprochen ablassen konnte, reagierten die Medien auf seine Homepage. Dort hatte Hohmann seine Rede öffentlich gemacht – und damit einem kritischeren Publikum zugänglich. Erst da begann die Kontroverse um Begriffe wie »Tätervolk«.

Hohmann staunte. Das wird an der zeitlichen Verzögerung gelegen haben, zudem an der gänzlich unterschiedlichen Resonanz bei seiner konservativen Fan-Gemeinde im Fulda-Kreis und der bundesdeutschen Öffentlichkeit. Erkennbar begriff Hohmann bis zuletzt nicht, woher der plötzliche Widerstand gegen seine Positionen kam. Er war es gewohnt, in dieser Weise zu reden – und der langjährige Bürgermeister von Neuhoﬀ hatte dafür stets Applaus geerntet. Und nur, weil die Rede das Schützenhaus verließ und ins Internet gelangte, sollte das alles anders sein? – Neben so vielem hatte der Bundestagsabgeordnete Martin Hohmann die Ankunft in der Google-Gesellschaft nicht mitbekommen.

Auch die private Klitterung wird entlarvt

Es müssen nicht immer gleich Rechtsextreme sein, die durch Internet-Recherchen enttarnt werden; manchmal sind es auch ganz harmlose Lügner. Übereifrige Männer auf Freiersfüßen beispielsweise, die ihre tatsächliche Lebensgeschichte ein wenig aufhübschen. Sie zu überführen ist eine besondere Freude; in den USA teilen Menschen sie bereits miteinander. »Beer-Google« heißt diese launige Sonderform der Überprüfung. Dazu verabredet man sich zum Bier, vorzugsweise über einen Chat, lernt dabei den echten Namen und jede Menge Lebensdaten vom Beruf über die Herkunft bis zu Hobbys kennen. Und im unmittelbaren Anschluss trifft man sich mit Freunden, um die Informationen gemeinsam im Internet zu überprüfen.

Promi-Fotograf will er sein, mit zahlreichen Aufträgen in New York und Paris? Schön, dass die Homepage des Fotogeschäfts um die Ecke die Namen ihrer Mitarbeiter auflistet und ein Foto des freundlich lächelnden Teams veröffentlicht. – Single? Warum fragen er und die Dame gleichen Nachnamens dann in der Heimwerker-Newsgroup, wie man am besten Kinderbetten baut? Na und? Wer will schon mit einer Frau zusammen sein, die nachts nichts Besseres zu tun hat als vor dem Computer zu sitzen?